

Benedict Schubert
Predigttext: Matthäus 11, 25-30

Der Jubel der Geplagten



25 In jenen Tagen ergriff Jesus das Wort und sprach: Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, dass du dies vor Weisen und Klugen verborgen, es Einfältigen aber offenbart hast. 26 Ja, Vater, so hat es dir gefallen. 27 Alles ist mir übergeben worden von meinem Vater, und niemand kennt den Sohn ausser der Vater, und niemand kennt den Vater ausser der Sohn und der, dem der Sohn es offenbaren will.

28 Kommt zu mir, all ihr Geplagten und Beladenen: Ich will euch erquickern. 29 Nehmt mein Joch auf euch und lernt von mir, denn ich bin sanft und demütig; und ihr werdet Ruhe finden für eure Seele. 30 Denn mein Joch drückt nicht, und meine Last ist leicht.

MATTHÄUS 11

Liebe Gemeinde, liebe Schwestern und Brüder,

die Fotografie der Christusscheibe auf dem Blatt mit dem Gottesdienstablauf ist wirklich nur ein schwaches Abbild. Die Scheibe hängt mittlerweile in der Krypta des Münsters in Konstanz. Man kann sich ganz nahe davor hinstellen und sie betrachten, eintauchen in den geheimnisvollen Glanz, der von ihr ausgeht. Das wunderbare Werk stammt aus dem 11. Jahrhundert; mit knapp zwei Metern Durchmesser ist es grösser als ein Mensch. Die mit dicken Nägeln befestigten Kupferplatten sind in den Jahrhunderten matt geworden. Doch die darauf abgebildeten Figuren sind feuervergoldet und leuchten scheinbar ewig. Früher, habe ich gelesen, sei die Scheibe oben an der Aussenwand des Münsters gegen Osten angebracht gewesen. Andere vermuten sogar, sie sei auf einer Stange am Seeufer aufgestellt gewesen. Stellt euch vor, wie sie im Licht der aufgehenden Sonne gestrahlt haben muss – und auch für die Schiffe, die sich auf dem Bodensee der Stadt näherten, ein heller Orientierungspunkt war.

Christus sitzt als „Pantokrator“ auf dem Thron, als derjenige, der das erste und letzte Wort hat. Segnend hält er seine rechte Hand erhoben. In der Linken zeigt er das offene Buch. Überraschenderweise ist es nicht das Buch des Gerichts, in dem aufgeschrieben ist, was eine getan oder ein anderer unterlassen hat, damit der Richter darauf sein unbestechliches Urteil begründen kann. Da steht vielmehr – und es glänzt so heiter wie Christus selbst: „*Venite ad me omnes qui laboratis et ego reficiam vos* – Kommt zu mir, die Ihr euch Mühe macht, und ich will Euch erquicken, will euch wieder herstellen.“

Auch auf dem Richterthron bleibt der so genannte Heilandsruf das Grundwort von Jesus. Die Engel auf beiden Seiten des Throns halten die Hände, wie wenn sie applaudieren wollten. Und es kommt mir vor, als stimmten sie gleich ein strahlendes Loblied an und wollten uns, die wir das Bild betrachten und das Wort in uns einsinken lassen, zum Mitsingen einladen.

Das Lied, das sie anstimmen, nimmt ganz gewiss die Melodie auf, die zu dem Text gehört, mit dem Jesus selbst seinen Vater preist. Es ist ein wunderbares Lied, das uns aus unserem Abschnitt entgegenklingt. Dieses Lied ist es, was der Grund ist für alle Lieder, die wir als christliche Gemeinde seither anstimmen. An diesem Lied muss sich messen, was wir singen. Verstummen sollten wir, wenn uns bewusst wird, dass wir stattdessen eine Gegenmelodie singen. Jedes Lied, das nicht diesen Grundklang aufnimmt, sollte uns lieber im Hals stecken bleiben.

Nur Jesus selbst darf auch das andere singen – und im Abschnitt, den wir als Lesung hörten, wurden wir tatsächlich mit ganz anderen Tönen konfrontiert. Unmittelbar vor unserem befreienden Lied beklagt Jesus sich bitter darüber, dass bei seinen Zeitgenossen nicht ankommt, was er doch vom und über Gott vermitteln möchte. Er hat enttäuscht realisiert, dass sein eigenes Lied schräg klingt, in unauflösbarer Spannung steht zu den Liedern, nach denen die Welt sich dreht, zu den Rhythmen, nach denen sie tanzt. *Wir haben euch aufgespielt, und ihr habt nicht getanzt, wir haben Klagelieder gesungen, und ihr habt nicht geklagt.*

Deshalb bricht aus ihm das heftige *Wehe!* heraus über die Städte, die ihn und seine Botschaft zurückwiesen. Gnadenloses Unheil verkündigt er ihnen, er, den wir doch den Heiland nennen.

Darüber wäre ein anderes Mal nachzudenken und zu reden. Für heute soll der Hinweis genügen: nur Jesus darf so vom Gericht singen. Nicht aber diejenigen, die ihm seither nachgefolgt sind, sich auf ihn berufen und sich nach ihm nennen lassen. Oft genug haben sie es dennoch getan. Das Lied vom Gericht Gottes wurde missbraucht, um Soldaten in Heilige Kriege ziehen zu lassen, oder um missliebige Zeitgenossen ins Gefängnis oder auf den Scheiterhaufen zu bringen.

Auch Du und ich mögen hin und wieder versucht sein, in diese Klage einzustimmen, darüber zu lamentieren, dass wir nicht mehr leicht ankommen mit dem, was wir von und über Gott vermitteln wollen. Doch wenn wir Gerichts- und Rachelieder schmettern, dann ist die Gefahr zu gross, dass es dabei nicht um die Gerechtigkeit geht, sondern um unseren verletzten Stolz, unser Bedürfnis nach Rache, unsere diffusen Ängste. Vergessen wir jene Stelle im Evangelium nie, wo die Jünger Feuer und Schwefel auf das Dorf herab rufen wollen, das sie nicht über Nacht beherbergen wollte: „*Ihr wisst nicht, wes Geistes Kinder ihr seid!*“, hat Jesus sie zurechtgewiesen (Luk 9,51-56).

Wenn wir also das „Cantate Domino“ anstimmen und alle Völker einladen, sich mitreissen zu lassen von der glücklichen Bewegung des Gotteslobs, dann tauchen wir ein in die Klangwelt, die sich weit auftut zwischen den beiden Teilen unseres Abschnitts. Er hebt an damit, dass der grosse Gott gerühmt wird, der sich gerne klein macht. Und er mündet in die Einladung an die Geplagten und klein Gemachten, zu kommen und sich von Christus aufrichten zu lassen.

Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, dass du dies vor Weisen und Klugen verborgen, es Einfältigen aber offenbart hast. Ja, Vater, so hat es dir gefallen.

Das Lob steigt auf, weil *dies* eingeleuchtet hat – und am Anfang seines Jubels wissen wir noch gar nicht, was Jesus meint. Er preist Gott hell, weil klar wurde, was bisher dunkle Ahnung, bedrängendes Geheimnis war. Noch haben wir den Weheruf im Ohr, den er den Städten entgeschleudert, die ihn ablehnten – doch jetzt freut Jesus sich über die die, die verstehen, sich darauf eingelassen haben.

Und schon klingt die für die Evangelien so bezeichnende Umkehrung der herrschenden Verhältnisse an. Weise und Kluge sind üblicherweise schneller von Begriff als Einfältige. Deshalb werden diese ja für einfältig gehalten, jene aber für klug. Doch *dies* – und bei denen, die Jesus zuhörten, wird die Spannung gestiegen sei, was er mit *dies* denn meine – *dies* bleibt denen verborgen, die sonst eine rasche Auffassungsgabe haben. Klar wird es ausgerechnet denen, denen sonst alles siebenmal und langsam und deutlich erklärt werden muss.

Alles ist mir übergeben worden von meinem Vater, und niemand kennt den Sohn ausser der Vater, und niemand kennt den Vater ausser der Sohn und der, dem der Sohn es offenbaren will.

Das ist einfältig leichter zu begreifen, als wenn wir es kompliziert durchdenken, analysieren und erfassen wollen. Ich will damit nicht gründliche theologische Reflexion diskreditiert haben. Doch ich gebe gerne zu: es ist der Theologie über die Jahrhunderte immer wieder sehr schwer gefallen, das Geheimnis systematisch zu überdenken, dass und wie Gott in Jesus erscheint. Es kann einem schon schwindlig werden, wenn man sich mit der Zwei-Naturen-Lehre Christi intensiver auseinandersetzt und versucht nachzudenken, was die Kirchenväter vorgedacht und formuliert haben, dass nämlich Christus als „Einziggeborener in zwei Naturen unvermischt, unverändert, ungeteilt und ungetrennt zu erkennen“ sei.

Es war nicht nur damals so, sondern blieb bis heute bitter wahr: wer gerne nachdenkt, wer sich gerne in der Welt der Philosophie bewegt, wer die Möglichkeit und Fähigkeit hat, unterschiedliche philosophische und religiöse Traditionen zu studieren und miteinander zu vergleichen, der findet viele Argumente, die es ihm oder ihr schwer machen, einfach und einfältig auf Gott zu vertrauen, sich ihm schlicht zu überlassen. Kohelet hatte Recht, als er lakonisch anmerkte: *mit viel Weisheit kommt viel Verdruss, und wer mehr erkennt, hat mehr zu leiden* (Koh 1,18).

Jesus jubelt dankbar dem Vater zu, weil es nicht allen so geht. Nicht alle haben ihn zurückgewiesen. Es hat sich doch eine erste Gemeinde um ihn gesammelt. Sie bestand nicht aus Schriftgelehrten und Spezialisten für ontologische Probleme oder Kennern der vorderorientalischen Religionen. Einfältige, einfache, arme, bedürftige Menschen erfassten unmittelbar die Wirklichkeit, die Jesus hier begeistert ausdrückt. Sie haben ein Wort von Jesus gehört, das sie aufgerichtet hat. Der Wanderprediger aus Nazaret hat sie berührt, und sie erlebten, wie ihre Schmerzen verflogen. Da sassen welche fröhlich mit ihm zu Tisch, während die meisten anständigen Menschen sie mieden. Anderen hörte er geduldig zu und ging auf sie ein, obwohl ihnen sonst überall das Wort verboten und abgeschnitten wurde. Ein verzweifelter Vater beobachtete staunend, wie auf ein starkes und doch ruhiges Wort von Jesus die unheimlichen Anfälle aufhörten, die sein Kind geplagt hatten.

Sie alle hätten es nicht systematisch erklären können, doch es war ihnen bis zutiefst klar: in Jesus ist mir Gott selbst begegnet. Der Ewige ist mir so nahe gekommen, wie ich es nicht für möglich hielt. Und nun ist auch mir Unmögliches möglich geworden!

Ja, Vater, so hat es dir gefallen, singt Jesus. Das ist Gottes Weg, das ist seine Methode, so kommt er zu uns und so kommt er an. Ihn erkennen wir nicht, wenn wir uns auf exklusive geistige Höhenflüge begeben: Gott hat es den Einfältigen offenbart.

Deshalb mündet das Lob in den „Heilandsruf“: *Kommt zu mir, all ihr Geplagten und Beladenen.: Nehmt mein Joch auf euch und lernt von mir, denn ich bin sanft und demütig; und ihr werdet Ruhe finden für eure Seele. Denn mein Joch drückt nicht, und meine Last ist leicht.*

Vor rund tausend Jahren hat der unbekannte Künstler dies grandios ins Bild übersetzt. Christus sitzt da als Richter. Der Gerechtigkeit wird Genüge getan. Doch uns, Dich und mich blickt und ruft er gnädig an, lockt uns mit seiner stillen Heiterkeit, mit dem goldenen Glanz. Dich und mich spricht er dort an, wo es schmerzt und belastet; wo es wehtut und wir lieber jede Berührung meiden. Sein Blick und seine Haltung drücken nicht die Warnung aus: „Mein Lieber, hier hast Du ein Problem, das muss zuerst in Ordnung kommen!“ Erleichterung verspricht er denen, die hinschauen und hinhören: *Ich will euch erquicken.*

Das Versprechen der Heilung und Entlastung erfüllt sich in der Gemeinschaft. So, meine ich, ist das Wort vom Joch zu verstehen. Natürlich klingt im Joch mit an, dass die Erquickung nicht in sich das Ziel ist. Wir werden

wieder hergestellt, um erneut als Menschen auch für einander da zu sein. Die heilende und erquickende Gemeinschaft, in die hinein der Heiland ruft, ist nicht für sich selbst, sondern für die Welt da. Mit ihm, der uns zu sich ruft, öffnen auch wir uns für die anderen. Und mit den Gaben und Möglichkeiten, die uns gegeben sind, stimmen wir in Seinen Ruf ein. So wie wir Ruhe finden für unsere Seelen, sollen andere ebenfalls in den Frieden einkehren.

Die eine oder der andere von Euch mag vielleicht jetzt einwenden wollen, dass das alles nicht ganz so strahlend leuchte wie auf der Christusscheibe. Er wird beispielsweise daran erinnern, dass ausgerechnet kirchliche Mitarbeiter das Joch nicht als sanft und leicht empfinden, sondern ausbrennen, weil zu viel von ihnen gefordert wird. Das will ich nicht verdrängen, doch es ist nicht Inhalt einer Predigt, sondern eher von Sitzungen des Kirchenvorstands oder der Arbeitsteams. Und es ist gut, wenn wir uns dabei die Christusscheibe immer vor Augen halten.

Vor allem aber gehört diese kritische Beobachtung ins Gebet, Gott selbst möge uns je und je zufließen lassen, was wir für unseren Dienst brauchen. So ein Gebet wie das, was die Kantorei nun singen wird: Aller Augen warten auf Dich, Herr! Und dabei ist uns der vor Augen, der uns als Heiland zu sich ruft.